



Stunden im herbstlichen Wald.

Von Edmund Scherein.

In grauem Dunst ist der junge Herbsttag geboren. Weisgraue Nebel stehen über den Gräben, sinken in bichten Schwaden über die Waldwiesen.

Der Dachs hat in all dem Wulm den Sinn für das Zeitmaß verloren. Wehlig wackelt er einige Schritte von mir entfernt vorbei, ohne mich zu vernemen. Der Nebel verschluckt heute alles, jedes Ding und jeden Laut. Ueber das Gestell schieben sich einige Tiergestalten: Edelwild. Umsonst hebt das Leittrier den Winkfang. Keine Witterung acht ihm Kunde. Nur der Probem zieht dumpf und schwer. Neben an im Holz drückt es: unsichtbar ziehen die Rehe umher. Alles wartet: was wird der Tag bringen?

Regungslos und buster verbarren die Erlen im leuchten Grund. Es ist nicht mehr viel zu hoffen auf Sonne und Licht zu dieser Jahreszeit. Hoch reden sich die stolzen Eichen: ihre Sonnensehn sucht ist groß, und ob sie auch reiche Frucht tragen — noch ist die Reife nicht ganz vollendet. Und von der ragenden Wand der Fichten geht ein Raunen aus, ein Gebet um Sonne und Wärme: lang ist der Winter und grauam. Tief unter feuchten Tüchern und wollenden Schleieren aber hoffen Blumen und Kräuter, Kinder des Herbstes, dem Licht entgegen. Sie wollen noch nicht sterben, und so harren sie der Sonne.

Und sie kommt — Kein Morgenrot hat sie gefunden. Als feuriger Untenball steht sie auf einmal über dem Hochwald. Die ganze Kraft hat sie zurückgehalten zu entzündendem Vorstoß, der den Nebeln gelten soll und allem, was der Tag etwa an herbstlichem Ungeheim noch bringen könnte. Sie schlägt Breche auf Breche, in den bleigrauen Wall, bringt Bewegung in die trägen dümmigen Massen. Und schon treten aus den sägenden Nebelschwaden einzelne Baumgruppen hervor. Und mit jedem Augenblick geht die Sicht weiter. Farben leuchten, Lautropfen glitzern. Nur noch im Erlengrund hängen kleine Reben an den Zweigen.

Der Tag ist da, der sonnenfrohe Herbsttag. Und alle grüßen ihn. Befreit von der Last der nassen Lächer laden grüne Jungvögel und goldene Büchel der Sonne entgegen. Die Tannenzweige bräuneln mit ihrem blühenden Geschmeide. Blaue, rote und weiße Blumen zeigen ihrer Güte, Glorie und Selbe. Und der Abendstern leuchtet wie Gold. Tierstimmen erfüllen den Wald. Der Rehn ist frei, befreit vom Wange des Nebels, und lost seine bunten Gewänder hervor. Eines nach dem andern. Herbstliche Gaben zeigt er in verschwenderischer Fülle: hier der Eichen und Buchedern Pracht, dort im wirren Gerast der Brombeeren reife Früchte, tonrote Beeren und daneben solche in tiefem Schwarz.

Mit jauchendem Ruf streicht der Bussard über die Wipfel, steigt höher und höher, zieht seine Kreise. Wie im Frühling. Tief unter ihm im Gezwig vergnügen sich die Kleinen, Meisen und Finken und Goldammer. Sind auch viele von den Gefiederten, die immer den Wald belebten, schon weg, andere sind gekommen. Mit herbstlichen und eisenden Wolken. Da an der Kultur, die die furchtlose Hand eines Forstmanns hegt, ist ein Krupp Mordstich. Irrend im Norden fanden sie sich zusammen und lachten diese heimliche Stätte im herbstlichen Wald auf. Und der Baumring nebenan im Geßtrüß, der hier bodenständig ist, hat die Ankömmlinge mit ihren Feinden bekannt gemacht, dem schleichenden Wiesel und dem flinken Sperber, der hier manchmal eilenden Fluges durch die Wipfel streift. Aber dort, wo in sattem Nofa Eichenbüsche stehen, sind noch andere Gäste. Seit geltern blüht es da in dem Dickicht. Gelb und rot leuchtet es. Und man könnte denken, daß es Herbstlaub sei. Aber die Beweugung verrät Leben. Muntere Stieglitze sind hier eingelebt. Die Finken und viden von früh bis spät. Und da die Disteln reichlich Samen tragen, werden sie hier noch eine Zeitlang bleiben.

Neben an im dunklen Fichtenbestand vergnügen sich Eichhörnchen in neckischem Spiel. Stammbaum, Stammbaum geht's

in hastiger Eile. Sprünge — Klettern — Sprünge. In ständigem Wechsel. Bis die Mähle lockt: Fichtenkamen in braunen Japfen. Und der Specht kloßt weiter ab im stillen Holz. Und überall braune sammentragende Japfen. Braun und grün — eine wirrkame Farbzusammensetzung! Die Natur zeigt uns, was schön ist.

Sonnenvergauberte Mittagsstille über dem Jungholz. Kein Laut weit und breit. Aber die Farben sprechen, wie sie nur der Herbst in seinen schönsten Tagen kennt. Nirgendwo sind sie so lebhaft wie hier in diesem gemächlichen Baumbestand, in dem das Alter mit der Jugend zusammengeht. Da steht neben der knorrigen Eiche, die das erste Herbstgold zeigt, ein lichtgrünes Birken, da reden sich aus dürrer Grase die zarten Triebe der Tannenzweige zum Licht empor; da knallt es rot aus den sattgrünen Eichen: ein Ahorn zeigt seine leuchtende Krone. Und die Lichtung in ihrer Farbenpracht ist anzusehen wie ein Blumenstrauch. Und über allem die sonnige Stille dieses blauen Herbsttages.

Aber wo die Sonne drall über den Eichen steht, da herrscht reges Leben. Allerlei Kleintier vergnügt sich da. Fliegen summen, Hummeln brummen, Meisen pfeifen. Auf glattem Stubben kommt sich die Eidechse. Der rissige Stamm einer alten Eiche, den die Sonne unter ihre Strahlen nimmt, dient Bienen und Fliegen als Sten. Alle, alle wollen sich Wärme aufspeichern für einen langen, kalten Winter.

Die Sonne sinkt, der Abend naht. Goldig leuchten die Wipfel auf. In feurigen Angeln werden die glatten Stämme. In leuchtenden Rurzen ist das Unterholz getaucht. Und dann ist alles him. Ueber dem Grasen steht wieder der Nebel, und der Schleier über der Wiese wird dichter. Aber am Hauptgestell leuchtet es aus dem Saalbunzel des hereinbrechenden Abends auf: der Korallenrind der Eberesche weist mir den Weg.

Gemeinschaf-Warthebruch.

Aus den Gründungsjahren einer Bruchkolonie.

Von Otto Rappolt.

Ueber die Entstehung und Entwicklung der im Jahre 1735 gegründeten Kolonie Gemeinschaf-Warthebruch, die heute die drei Gemeinden Dieritz, Unter- und Mittenhagen umfaßt, hat Dr. Ernst gelegentlich der Zweihundertjahrfeier des Urbes in diesen Blättern ausführliche Mitteilungen gemacht, zugleich aber auch die bedeutende Aufgabe gestellt, daß die Angehörigen dieser Kolonie nicht mehr vorhanden sind. Dieser letztere Umstand ist auch der Grund dafür, daß das einzige gute Werk, das wir über die Kolonisation des Warthebruchs besitzen (Neubaus, D. Friderician. Kolonisation I. Warthe- und Nehebruch, Landberg a. N. 1906), die zweiwöchentliche und größte vierhundertjährige Warthebruchfeier völlig übergeht. Angesichts dieses Mangels an Quellen dürfen die folgenden Mitteilungen, die uns in das borneiche Leben der ersten Kolonisten aufschleudernde Blicke tun lassen, von besonderem Interesse sein.

Die Siedler waren wahrscheinlich, wie schon Kriebitz bemerkt, aus dem Nehebruch gekommen. Ungefährlich hatte man ihnen „an der Erde auf der Höhe in einem gewissen Weite an einem trockenen Orte“ Land zugewiesen. Das Wortlaut aber, das für die Kolonisationsabsichten des Königs in den Briefen und Stempeln der Wälder sein Verständnis hatte, hieß es kurz, daß die Leute „in das niedrige und nahe Warthebruch“ ziehen würden. Sie hatten sich diese Forderung schließlich gefallen lassen, nachdem ihnen — wie sie selbst wenigstens später behaupteten — die Erfüllung gewisser Bedingungen zugesichert worden war. Am wichtigsten war ihnen das Versprechen gewesen — und ihre Angaben scheinen hierin durchaus glaubwürdig — daß sie durch die Festsetzung des Hauptgrabens und des Damms an der Gemeinschaf Grenze vom Wasser mit ihren Ackerböden gedeckt und in Sicherheit gestellt würden. Außerdem sollte das auf ihren Acker und Weiden liegende Holz zu Brennholz und ihr Vieh während der Freijahre freie Nacht in den königlichen Weiden genießen. Als nach Ablauf der Freijahre das Amt Simeonstadt im Sommer 1735 zum erstenmal Abgaben und Zins erheben wollte, da verweigerten die Kolonisten die Zahlung, weil die ihnen gegebenen Zusicherungen nicht oder nur mangelhaft erfüllt worden waren, und konnten sich beschwerend über den Kammer nach Rastritz. Dort oder erhielten sie „an der schlechten und trostlosen Resolution“, die Kammerde betreffen rundweg, daß die genannten Bedingungen nicht erfüllt worden seien, da aus den Akten nichts darüber hervorgehe. Und was die Ueberflutungen anlangte, so sei zu vermuten, daß auch einmal trockene Jahre kommen werden; dann aber könnten die Mägen ihre Äcker und Weiden um ein besser nützen. Sie müßten also zahlen — aber die Ernte ihnen gewährt!

Mit diesem Bescheid gaben sich die Aufseher nicht zufrieden und am 18. Juni 1735 die oberste Kabinetliche Befehle, das General-Direktorium an. Sie verwiesen darauf, daß zwar Gräben gezogen worden seien, nach ihrer Meinung auch an verkehrten Orten, so daß sie einen Schaden gemacht und „das Vieh an der Weide behielten. Im vorigen Jahre hat das Wasser vom Frühling bis in den späten Herbst hinein beinahe manns hoch über unsern Söldnerbrüche gestanden, daß wir nicht eine Handvoll Futter haben konnten, unter dieser verborgeren Vieh enden um ein Spitzgeld verkaufen mußten, damit es nicht vollends vor Hunger sterbe und vor die Türe gehen möchte.“ Das Holz auf ihren Acker hat man ihnen genommen und nach dem Rastritzer Holzloß geschickt, um freie Nacht ist nicht zu denken gewesen. Ueberdies aber hätten sie die Ackerböden, die sie vertrocknen sollten, nicht einmal voll und ganz. Denn Ströme und Gewässer, die durch ihre Äcker fließen, sind ihnen fast Landes zu-

gemessen worden. Der Zugang dieser Wasserläufe aber erlaubten sich die Gemeinder, die hier den Fischfang ausüben und sogar die Saaten und „Eimelpfen“, die mitten in den Gebieten der Söldner liegen, befeigen.

Das sei ihnen „pure Unmöglichkeit“, der Zins abzugeben, und deshalb bitten sie um Erlass der Zins- so lange, bis sie wirklich aus dem Wasser gerettet und es die Zinsen gründlich nachgemessen wären. Dann wollten sie gern und ohne Widerrede zahlen. Nur Holz zu Baumplätzen, sogenannte Schießstämme, wie sie Pfeilwälder und andere Kolonisten aus den Weiden unentgeltlich bekommen hätten, wären auch ihnen sehr erwünscht, da die Äcker bereits schlicht und erneuerungsbedürftig seien.

Das vom König eingeholte Gutachten der Kammer, das freilich erst ein volles Jahr später, im Mai 1736, einging, verurteilte zwar, die Beschwerden der Kolonisten zu entkräften. Sie hatte den Departements- und Kriegsrat Bülse zu einer Ortsbesichtigung ins Warthebruch geschickt. Dieser Bericht, der erst im März 1736 in die Lage der ersten Aufseher, Generalen bekannt gemacht war. Aber war ihnen Verwaltung nie zugesichert, übrigens auch von ihnen, „als sie sich in der größten Unordnung ohne Anweisung von selber angelegt“, nicht geordnet worden, weil sie zu herabfallen, was sie durch die Ueberflutungen in mehrere Jahre und anderen folgenden nassen Jahre verurteilt worden waren, einfach nicht vorgelegt hatten. Bülse fand bei mehrfachen Besichtigungen im Sommer und Winter 1735/36 das Bruch so hoffnungslos überflutet, daß er sogar in der Lage war, die eingetragene Besichtigung nicht beistand. Und da die Ueberflutung schon seit dem Herbst 1733 ununterbrochen andauerte, so waren die Ackerböden völlig vernichtet. Die Gemeinder klagten, daß sie lediglich die kleine Fischweide hätten können können, die 5-6 Bauern in der Gegend. Alle übrigen Weiden waren ganz und gar verborben und lieferten nicht eine Handvoll Heu. Bei den Holländern im Gemeinschaf Warthebruch — sie waren bei den Verhandlungen vertreten durch den Schulen Rüdiger Perle, die Gerichtsräte Christian Commerhoff und Friedrich Mehl und die Gemeindeführer Peter Kade, Wilhelm Bateman und Friedrich Gussak — war selbst die Gratulation fruchtlos. Die Leute hatten, nachdem ihnen alles Vieh verloren, nicht an Heu. Selbst die Probung, ihre Äcker um ein zu erhalten, machte sie zu keinen Einbruch. Sie hatten weder Brot noch Heu, und wenn sie vor dem Wasser nicht geschützt würden, so ließen sie von selber auf und davon und ließen ihre Häuser gern stehen! Auch mit den benachbarten Kolonisten verhandelte Bülse. Die Leute aus der Vorstadt, die die Gemeinder und Großen Mägen, die die beiden Söldner, Christian Jakob Radack und Hans Schwarz, sowie die Gerichtsräte Peter Müller, Hans Gieseler, Christian Blauer und Martin Schulze zu den Verhandlungen entsandt hatten, hatten nur so lange noch vom Zins bereit zu bleiben, bis ein einiges trockenes Jahr ihnen Vieh schaffe;

dann wollten sie sich selbst bezahlen, wie es ihre Nachbarn, die Rastritzer Söldner, mit dem besten Erfolge auch getan hätten.

Die Kolonisten hatten zweifellos recht, wenn sie betriebs des bestrittenen Verwaltungsversprechens betonten: „Wenn es ihnen auch nicht gegeben worden wäre, so müßten sie es aber doch mehrfach geschieden.“ So leidet noch der Augenblick, daß sie gegen die Ueberflutungen ringen und wie geschickt werden müßten. Nur wegen der unausgeführten Wasserarbeit seien ihre Räumungsarbeiten noch immer nicht beendet. Alle Sähen, die sie im Sommer freigegeben, seien verloren, aber, die doch den größten Teil ausmache, ist nun schon sechs bis acht Jahre lang nur im trockenen Sommer auf ganz kurze Zeit voll-

bar gewesen; in diesen Wochen hatten sie aber allemal alle Hände voll mit der Benennung um tun gehabt. Die übrige Zeit hand alles voll Grundwasser. Der Amtmann Galle von Simeonstadt befestigte diese Angaben.

So muß die Kammer feststellen, daß „ohne die Benennung die Kolonisten nicht sicher worden können, noch Zinsen von ihnen zu erhalten. Die Kolonie müßte also oder erst nach vielen Jahren aufstehen kommen, wenn das Bruch nicht bewahrt wird.“ Auch Forstämme können vorher nicht angelegt werden, weil sie jetzt mehr als die Wälder kosten, später aber mit wenigen Kosten herzustellen sind. Und Bülse hält auf Grund seiner Untersuchung für unmöglich, daß „den Leuten eine weitere Zinsfreiheit zu geben und den Zins selber mindern auf die Hälfte zu verringern.“ Genauere Vorstöße für die Benennung, die ihm ziemlich ausmachend oder gar unmöglich schien, vermog er nicht zu geben, da das Bruch demnach unter Wasser steht. Der Amtmann Galle konnte dadurch geholfen werden, „wenn die Erde, so am besten hier des 24. Augustens liegt, an dem rechten Ufer oder nach der Bankeile gebracht, daraus ein Wall gerist, und was an Erde fehlen möchte, vor dem linken Ufer aus dem Graben selbst, der schon ziemlich wieder verfließen ist, dazu genommen und dieses bei der ersten trockenen Zeit zum Stande gebracht würde.“ Dadurch hätten auch die Gemeinder Stütze und Weile; das große Warthebruch hinter ihrem Dorfe würde frei und können ihnen als Erbsen für die an die Holländer verlorene Fischerei gegeben werden. Kösten hat er ebenfalls nicht berechnen können und empfiehlt, einen Ingenieur oder den Leutnant O'Brien (verstorben) damit zu beauftragen, die Kosten zu ermitteln. Der Amtmann Galle in allen Punkten, und als es 6. Juni 1736 das General-Direktorium dem König die Sache unterbreitet, gab dieser seine Genehmigung und währte nur, daß das Holz nicht „verkauft“ werden sollte!

Damit schloß die Hauptfrage der Siedler erledigt. Der König verweigerte das Bruch ausgesetzt wurde dieses bestrittenen Verwaltungsprojet nicht, und erst die Einbeziehung des gesamten Warthebruchs unter Friedrich II. gab endlich auch den Gemeinder Holländern

Schutz vor dem nassen Element.

Weniger Erfolg hatte sie aber mit ihrer Bitte um Erlass des Zinses und Gewährung neuer Freijahre. Der scharme König ließ sich trotz der häufigsten Klagen und warmer Fürsprache der Gemeinder nicht dazu bewegen, diesen Anfall in seine Einkünfte anzurechnen. Die Kammer berechnete den Zinsverlust für 1734/35 auf 936 Taler, für 1735/36 auf 1153 und für das folgende Jahr auf 1793 Taler und hat wiederholt um Ermäßigung, diese Summen als Ausgabe in Rechnung setzen zu dürfen. Der König ließ hart: „Wir haben Schicksalgebühren vollendet, daß denen Supplimenten keine mehr Freijahre verlastet werden sollen, zumal dieselben nur einen geringen Zins entrichten, daß sie ohne mehr Freijahre doch wohl bestehen können.“ Die Gemeinder hatten sich nicht an dem Willen des Königs. Wo nicht ist, hat bestimmt selbst der Kaiser die Mittel verloren, und so mußte schließlich unter dem Druck der Verhältnisse auch der Zins der Gemeinder Holländer endlich ermäßigt werden.

Es war nicht schwer, sie über ihre weiteren Äcker zu erhalten. Holz und Weide zu erhalten. Ihre bestrittenen Bitte ihnen die Bezahlung zu schenken, wenn die Ueberflutungen, die Gießen ins Wasser fließen, land Gebirg. Zehnmal sollten sie nach Bedarf unentgeltlich erhalten, und den Gemeinder war die Ausübung der Fischerei auch vollständig abgesehen. Die Kammer hatte ein entprechendes Verbot für die Zeit nach Walburgis, wenn die Weiden geschlossen waren, bereits mehrfach erlassen; aber

Schriftleitung: B. Dahms.